

Briefe,
die
Neueste Litteratur
betreffend.



IX ter Theil.
Berlin, 1761.
Bey Friedrich Nicolai.

Inhalt der Briefe des neunten Theils.

- Hundert und zwey und vierzigster Brief.** Beurtheilung der geistlichen Cantaten des Herrn Kamler, insbesondere der Veränderungen in der Cantate der Tod Jesu. S. 4.
- Hundert und drey und vierzigster Brief.** Anpreisung der neuen Auflage, der Abhandlung des Herrn Zimmermann, vom Nationalstolze. Gelegentlich wird eine schöne Stelle aus einer Ode von A. L. Karvshinn angeführt. S. 21.
- Hundert vier und vierzigster Brief.** Beurtheilung der Einfälle und Begebenheiten des Herrn Professor Sommel. S. 36.
- Hundert und fünf und vierzigster Brief.** Beweis aus des Dionysius Leben des Homer, daß die Alten die vollkommenen tugendhafte Charaktere in ihren Gedichten nicht aus Mangel moralischer Einsichten, sondern mit Vorbedacht vermieden haben. Pops Uebersetzung einer Stelle des Homer wird getadelt. S. 50.
- Hundert sechs und vierzigster Brief.** Beurtheilung der Abhandlung des Herrn Curtius vom Erhabenen, desselben kritischen Abhandlungen und Gedichten. S. 57.
- Hundert sieben und vierzigster Brief.** Longin wird ferner wider Curtius vertheidiget. Homer, Plato, Schakespear, werden gelegentlich gegen die Angriffe eben dieses Schriftstellers gerettet. S. 65.
- Hundert und acht und vierzigster Brief.** Beurtheilung des Buchs Mores Ruditorum. S. 81.

Hundert und neun und vierzigster Brief. Beurtheilung der Geschichte der Jesuiten des Herrn Probst Sarenbergs. Von der poetischen und abgeschmackten Schreibart dieses Schriftstellers. S. 98.

Hundert und funfzigster Brief. Von der verdriesslichen und lächerlichen Unordnung in diesem Werke. S. 110.

Hundert und ein und funfzigster Brief. Anmerkungen über den wahren Begriff einer pragmatischen Geschichte. S. 118.

Hundert und zwey und funfzigster Brief. Vorschlag für junge Mitglieder deutscher Gesellschaften, sich in der historischen Schreibart zu üben. Eine seltsame Stelle aus der Ode eines Mitgliedes der Altdorfschen deutschen Gesellschaft. S. 126.

Hundert und drey und funfzigster Brief. Beurtheilung der zu Quedlinburg gedruckten Schilderungen. S. 131.

Hundert und vier und funfzigster Brief. Von der seltsamen Belesenheit dieses elenden Schriftstellers. S. 143.

Hundert und fünf und funfzigster Brief. Gedanken, daß eben dieser Schriftsteller sein Werk als eine moralische Wochenchrift betrachte. S. 149. Nachschrift: Lied der Nonne Versantels; von zwey Briefen Gellerts und Rabeners. S. 153.

Hundert und sechs und funfzigster Brief. Von den Veränderungen der neuen Auflage der Ländereyen. S. 161.

Hundert und sieben und funfzigster Brief. Von Herrn Curtius Abhandlung von Metaphern und von dessen Lehrgedichten. S. 177.

B r i e f e,
die neueste Litteratur betreffend.

Neunter Theil.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

I. Den 29. Januar. 1761.

Hundert und zwey und vierzigster Brief.

Warum wir viele so gar schlechte Schriftsteller in Deutschland haben?— Aus allerhand Ursachen, unter denen gewiß nicht eine die geringste ist, daß ein jeder angehender Schriftsteller, so oft er nur ein paar unreife Gedanken zu Papiere gebracht, gleich damit hervorwischen, und sie der Welt vorlegen. Daher kommt die entsetzliche Menge von Schriften, die alle in einer Messe gedruckt werden, und ehe die andere kommt, schon so sehr vergessen sind, daß man sie nicht einmal den Namen nach kennt. Gleichwohl meynt der junge Autor, er sey ein rechter Mann nachdem er gedruckt worden ist; die Welt hingegen, die seine erste

Früchte mit der größten Gleichgültigkeit aufgenommen hat, bezeiget schon ein widriges Vorurtheil wider ihn, wann er mit einer neuen Arbeit hervortritt, die auch etwas mehr zu versprechen scheint. Ich gestehe es, daß diese Art zu urtheilen nicht allzubillig ist. Niemand wird auf einmal ganz vollkommen, jedermann muß erst Lehrlingsstücke machen, und selbst die größten Geister sind hievon gar nicht ausgenommen. Dahero scheint es unbillig zu seyn, jemanden seine erstere unausgearbeitete Stücke zur Last zu legen. — Dennoch thut es das Publicum. Auch in Deutschland wird alle Tage noch die Anmerkung des Dübos bestätigt, daß es dem Ruhme eines Schriftstellers sehr zuträglich ist, wann er seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt zu verbergen, und sie mit einemale durch ein Meisterstück zu überraschen weiß. Es zeigt in der That viel Selbsterkenntniß an, wann ein Schriftsteller seine Geburten noch zu unweil befindet, als daß er sich getrauet sie der Welt vorzulegen; und eben diese Selbsterkenntniß machet, daß, wann er sich
hernach

hernach entschließet öffentlich hervor zu treten, das allgemeine plaudere nie zu fehlen pflegt. Ein Schriftsteller der seinen Namen zum erstenmale bey einem Buche nennet, das von der Welt gleichgültig ist aufgenommen worden, und der auch endlich wohl selbst einseheth, daß die Welt nicht unrecht gehabt habe, wird wegen dieses mißlungenen Versuchs gewiß mehr zittern, wenn er mit einem neuen Werke hervor tritt; er hat gleichsam kein gutes Gewissen, er sagt in der Vorrede: „diese und jene Arbeit von ihm sey günstig „aufgenommen worden, ob er gleich derselben „Unvollkommenheit wohl einsehe,“ und was dergleichen captationes benevolentiae mehr sind. Er sucht den Beyfall der Welt — und erhält ihn vielleicht nicht.

Ganz anders ist es mit einem Schriftsteller, der Einsicht genug hat seine Werke bey sich selbst zur Reife kommen zu lassen, und sich das demüthigende Bekenntnis zu sparen, daß er der Welt einmal etwas schlechtes vorgeleget habe. Er tritt auf, unbekümmert

um seinen Ruhm; er darf sich nur zeigen, so rauschet ihm schon Beyfall entgegen.

Baumgarten hatte nichts geschrieben, als er seine Metaphysik heraus gab, und dieses Werk wird hinreichen, seinen Ruhm auch bey den Nachkommen zu befestigen. Wer kannte den Namen Rabener, als derselbe zuerst bey dem Worte Satyren erschien, und wer würde sich einige Zeit darauf nicht geschämer haben, wann ihm dieser Name hätte unbekannt seyn sollen. Kleist gab ohne seinen Rahmen den Frühling heraus, und dennoch war sein Name sogleich in jedes Munde. Wem sind die Namen Uz oder Klopstock unbekannt, und haben sich diese Dichter wohl Mühe gegeben, den Beyfall der Welt zu erschmeicheln?

Eben so wenig hat es Herr Kamler gethan — Vor einigen Jahren, ohne die Welt durch das geringste Probestück vorzubereiten, zeigte er sich in seinem deutschen Bateux, als einem einsichtsvollen und sehr feinen Kunstrichter. Es schien, daß ihn der Beyfall der Welt zu mehreren Unternehmungen

mungen von dieser Art hätte aufmuntern sollen. Aber, nachdem er sich einige Zeit ausgeruhet hat, so zeigt er sich mit einemmale in einem ganz andern Felde, nämlich in dem Felde der Dichtkunst, und zwar wieder mit Stücken, die ganz unstreitige Verdienste haben, und verbirget wieder mit der Klugheit, die Dibos allen Schriftstellern anrath, seine Lehrlingsstücke vor den Augen der Welt.

Ich habe Ihnen neulich von einer von seinen Oden Nachricht gegeben. Jetzt muß ich Ihnen seine geistliche Cantaten * anzeigen, die er vor ein paar Wochen hat drucken lassen. Es sind in diesem Bändchen drey Stücke enthalten: die Hirten bey der Krippe zu Bethlehem; der Tod Jesu und die Auferstehung und Himmelfarth Jesu. Sie sind allseits von grossen Meistern componirt, in Berlin aufgeführt worden. Das zweenste Stück besonders, nachdem es nach der Composition des verewigten Grauns zuerst vor

* Berlin, bey Voss 1760. in Octav.

sechs Jahren, in der Domkirche mit einer ungewöhnlichen starken und vortreflichen Begleitung von Instrumenten aufgeführt worden, hat seitdem jährlich alle Einwohner dieser Hauptstadt erbauet und entzückt, die nicht zu allen Empfindungen musikalischer und poetischer Schönheiten verwaerloset sind. Der vorzügliche Beyfall den dieses Stück allenthalben erhalten hat, scheint auch die Ursache zu seyn, warum sich Herr K. bey diesem öffentlichen Abdrucke besonders hat bemühen wollen, es noch vollkommner zu machen als es war, so, daß es jetzt an vielen Stellen gänzlich verändert worden.

Ich muß Ihnen gestehen, daß ich gar nicht damit zufrieden bin, daß Herr K. diese Veränderungen vorgenommen hat. Ich zweifle zwar nicht, daß er dazu einige Ursachen mag gehabt haben. Da aber dieses Gedicht zur Musik gemacht worden, so hat es ja wohl den Zweck seiner Bestimmung vollkommen erreicht, nachdem es von zweyen der größten Componisten in Deutschland, von einem Graun und Telemann, wirklich in die Musik

Musik gesetzt worden. Da ferner diese Cantate nicht allein in Berlin und Hamburg, sondern auch fast in allen grossen Städten Deutschlands aufgeführt, und sogar mit der Braunischen Musik gedruckt worden, folglich allenthalben bekannt ist; so wäre es wohl besser, wenn dieselbe so wäre gelassen worden wie sie war, anstatt daß nunmehr weder die Musik zum Gedichte, noch das Gedicht zur Musik zu gebrauchen ist.

Was die Veränderungen selbst betrifft, so möchte ich fast zweifeln, ob dieselben zu der mehreren Vollkommenheit des Gedichts etwas beitragen. Ich habe an vielen Stellen die weggelassene Verse bedauert. An vielen Stellen habe ich die Ursachen der Veränderung nicht einsehen können. Ich weiß zwar wohl, daß Herr Kamler unter andern eine sehr feine Empfindung in Absicht des Wohlklangs und der dahingehörigen Anordnungen besitzt; und es könnte vielleicht seyn, daß mir einige feine Bemerkungen entwischet wären, die er in dieser Absicht über seine Gedichte gemacht hat, aber dennoch — —

Doch ich will Sie selbst über einige Veränderungen urtheilen lassen, ich weiß ohnedem daß diese Cantate von Anfang an, einen so heftigen Eindruck in Sie gemacht hat, daß Sie die Poesie beynahе auswendig wissen, und sich die Graunische Musik auch ohne Fehlbar noch sehr deutlich vorstellen. Wenigstens erinnern Sie sich gewiß noch des ersten Recitativs, wo die Sängerin, nachdem die Gemüther der Zuhörer durch ein rührendes Chor waren vorbereitet worden, in einem klagenden Ton langsam anhebt:

Gethsemane! — Gethsemane!

Wen hören deine Mauren

So bange, so verlassen trauren?

Wer ist der peinlich langsam sterbende? —

Empfinden Sie noch eben die Rührung, wenn Sie folgende veränderte Zeilen lesen?

Ihr Palmen in Gethsemane

Wen hört ihr so verlassen trauren

Wer ist der ängstlich sterbende? —

Anfang der ersten Arie:

Du Held auf den die Köcher

Des Todes ausgeleert,

Du hörst den der schwächer

Am Grabe Trost begehrt,
 Du willst, du kannst sein Schutzgott seyn.
 Lautet in der Veränderung folgender massen:
 Held! auf den der Tod den Köcher
 Ausgeleert,
 Hör am Grabe den der schwächer,
 Trost begehrt.
 Gottmensch nimm dich seiner an.

Merken Sie, daß die Abänderung, der Versart nicht zu gedenken, daßejenige, was vorher eine zuversichtliche Anrede war, nunmehr in eine schwachtende Bitte verwandelt worden. Und diese Bitte hängt, wie mich dünkt, nunmehr weder mit dem vorigen noch mit dem nachfolgenden vollkommen zusammen: in den vorhergehenden Recitativ war der Todeskampf Christi in Gethsemane beschrieben worden. Die gläubige Seele ziehet in der Arie dieses auf sich, und redet den Heiland an:

„Weil auf dich selbst die Köcher des Todes
 „ausgeleeret worden, so nimmst du dich des
 „Sterbenden an, der Trost begehret.“

Dann dieser Nachdruck lieget in der Anrede, so wie sie erst war, verborgen, dahingegen

gegen man bey der Bitte, hör am Grabe, diesen Nachdruck nicht empfindet.

Der zweyte Theil der Arie erkläret dieses noch ferner, denn darinn ziehet der Singende in eine Frage, was im ersten Theile von jedem Sterbenden, der Trost begehrt, gesagt worden, noch näher auf sich selbst.

Wann ich am Rande dieses Lebens
Abgründe sehe wo vergebens
Mein Geist zurücke strebt;
Wann ich den Richter kommen höre,
Mit Hag und Donner, und die Sphäre
Von seinem Fußtritt bebt,
Wer wird alsdann mein Schutzgott seyn?

Und antwortet sich selbst im Da Capo mit der größten Zuversicht:

Du Zeld 2c

Bey der Veränderung hingegen, scheint der zweyte Theil nicht sowohl eine Frage, sondern ein ängstliches Zweifeln zu seyn, indem keine Antwort folgt, sondern nur die Bitte:

Zeld — hör am Grabe 2c.

Ich muß bey dieser Veränderung noch ein paar Anmerkungen machen, die zwar wirklich Kleinigkeiten betreffen, aber ich weiß daß sonst dem Hrn. N. auch Kleinigkeiten nicht gleichgültig

fig zu seyn pflegen, er pflegt vielmehr, sonderlich wann er etwas zu verbessern sucht, auch darin äusserst genau zu seyn; und dadurch giebt er seinen Gedichten die Nettigkeit, das Ansehen der Vollendung (fina) weswegen man sie mit einem Vanderwerf vergleichen möchte.

In den beyden Versen

Hör am Grabe, den der schwächer,
Troft begehrt.

ist die Construction etwas verworfen und undeutlich. Dies sollte in Versen, die zum Singen gemacht sind, am wenigsten Stat finden. Man unterscheidet beym ersten Anhören nicht deutlich, ob am Grabe auf Held, oder auf den der schwächer gehet. Diese beyde versetzte Worte am Grabe, verursachen ausserdem noch eine andere Unbequemlichkeit. Der Componist kann wegen des Verstandes, die Wörter schwächer und Troft schwerlich durch eine ausdrückliche Pause von einander trennen; wann sie nun der Sänger nacheinander aussprechen soll, und sich nicht besonders wohl in acht nimmt, daß er das Comma in der
Aus-

Aussprache deutlich unterscheidet, so wird der Zuhörer glauben er höre:

Der schwächern Trost begehrt.

Das Wort **Gottmensch** wird zwar einem eifrigen Theologen gefallen, ich habe auch an sich selbst nichts daran auszusetzen; aber mich dünkt es ist wegen der vielen Mitlauter in einem musikalischen Gedichte nicht wohl zu leiden. Nehmen Sie dazu, daß auf dieses Wort, das sich mit viertelhalb Mitlautern endigt, ein einsilbiges Wort folgt, das noch dazu auch mit einem Mitlauter anfängt, und zwey andere bey sich führt. Jedermann wird leicht empfinden daß **Gottmensch** nimm, nicht wohl klinget.

Ich mag es betrachten, wie ich will, so wünsche ich daß diese Arie so geblieben wäre, wie sie war. — Das erste Recitativ endigte sich sonst mit dem Ausrufe:

Betrübt ist meine Seele

Bis in den Tod. —

Hierzu hat Herr X. folgende Worte gezogen, die sonst im zweyten Recitativ standen:

Laß

Laß Vater diese Stunde —
 Laß sie vorüber gehn;
 Nimm weg den bittern Kelch von meinem
 Munde!

Du nimmst ihn nicht — wohlan dein Wille soll
 geschehn.

Er hat dazu Grund gehabt; dann sie gehö-
 ren zur Beschreibung des Todeskampfes Jesu,
 und stehen hier besser. Nur schade daß Herr
 X. uns dabey folgende vortrefliche Verse
 entziehet.

Ach mein Immanuel! da liegt er tief gebückt
 Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt
 Gen Himmel, jammert laut.

Sie hätten doch, meines Erachtens, sehr
 leicht können beybehalten werden, nach dem
 Worten im ersten Recitative:

Sein Herz in Arbeit fliegt aus seiner Höhle;
 Sein Schweiß rollt purpurroth die Schläf
 herab —

Ach mein Immanuel, da liegt er tief gebückt
 Im Staube, ringt den Tod entgegen, blickt
 Gen Himmel, jammert laut: betrübt ist meine
 Seele &c.

Ein

Ein aufmerksamer Leser würde auch alsdann dem Dichter für die ungesuchte Steigerung: **Er** zagt gleich dem Sünder — **Er** sinkt belastet — **Er** liegt tief gebückt im Stausbe, ohnfehlbar Dank gewußt haben. Der kleine Uebelstand, daß bey diesem Vorschlage drey männliche Ausgänge zusammen kommen, von denen nur zwey reimen, wäre wohl mit leichter Mühe zu heben.

Der Beschluß folgt.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

II. Den 5. Februar. 1761.

Beschluß des hundert und zwey und vierzigsten Briefes.

Da nun also die Beschreibung des Todes-
kampsß Jesu in das erste Recitativ ein-
geschlossen ist, so fängt sich nach der Arie
und dem Choral das zweyte Recitativ auf ei-
ne würdige Weise an:

Erheitert sieht er auf von der erstaunten Erde,
Bestärkt durch eines Engels Hand. —

Doch halt — was schreibe ich da aus dem
Kopfe hin, so hieß es sonst; jetzt aber finde
ich im Buche:

Der Held erhebt sich von der Erde,
An seines Engels Hand.

und bin verdrüsslich über diese Täuschung.
Wie da! wann Herr K. auch etwa das Bey-
wort erstaunt, nicht recht angemessen ge-
reunter Theil. B funden

fun den hätte, warum will er uns verbergen, daß Jesus erheitert war, weil er durch einen Engel gestärkt worden. Ja, wird er vielleicht sagen, daß Er mußte sich auf ein Kennwort beziehen, und konnte ohnmöglich bis auf vorige Recitativ zurückdeuten, sobald ich also setzte: Der Held — aber mein Herr K. warum setzen Sie der Held. Dis Wort paßt sich auch nicht recht, lieber doch der Heiland. — Nicht doch! der Heiland hebt, das wären ein paar heßliche H. H. hintereinander. — Ich ziehe mich zurück, warum unternehme ich auch Verbesserungen, da, wo sie selbst einem Kamler nicht recht gelingen wollen. Doch genug von diesen Kleinigkeiten.

Herr Kamler hat noch andere wesentliche Veränderungen in der Anordnung seines Gedichts vorgenommen. Anstatt der Arie: Ein Gebet um neue Stärke &c. finde ich ein Terzett nebst einem Chore Nach dem Chore: Unsrer Seele ist gebeugter &c. ist das Choral ausgelassen. Imgleichen ist das Chor: Christus hat uns ein Vorbild gelassen &c. ganz weg gelassen.

Das

Das Duett: Feinde die ihr mich betrübt zc. ist etwas verändert. Das Chor: Freuet euch alle ihr Frommen zc. ist nebst dem Choral: Wie herrlich ist die neue Welt, weg geblieben, und an die Stelle ein Doppelchor gesetzt worden; anderer kleiner Veränderungen in einzelnen Versen zu geschweigen.

Ich will es einen Tonkünstler überlassen zu beurtheilen, ob das Gedicht, so wie es jetzt beschaffen ist, einer vollkommenern musikalischen Ausführung fähig seyn werde, als vorhero. Ich zweifele nur, daß sich ein Tonkünstler finden werde, der es wagen sollte, nach einem Graun und Telemann, dieses Stück nochmals zu componiren.

Von der Cantate: Die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu, die Ihnen vielleicht noch nicht so bekannt seyn wird, will ich Ihnen ein Recitativ zur Probe hersetzen:

Judäa zittert! seine Berge beben,
Der Jordan fließt den Strand —
Was zitterst du Juddens Land?

Ihr Berge warum bebt ihr so?
 Was war dir Jordan, daß dein Strom zu-
 rück floh?
 Der Herr der Erde steigt
 Empor aus ihrem Schooß, tritt auf den Fels
 und zeigt
 Der staunenden Natur sein Leben —
 Des Himmels Myriaden liegen auf der Luft
 Rings um ihn her; und Cherub Michael fährt
 nieder
 Und rollt des vorgeworfnen Steines Last
 Hinweg von seines Königs Gruft.
 Sein Antlitz flammt, seyn Auge glüheth;
 Die Schaar der Römer stürzt erbloßt
 Auf ihre Schilde; flieht ihr Brüder!
 „Der Götter Rache trifft uns! fliehet!

Welches Feuer! welche Einbildungskraft! —
 Welch ein Vergnügen ist es doch, wenn man
 Werke beurtheilet, wo die Schönheiten, die
 man auf jeder Seite antrifft, uns so angenehm
 unterhalten, daß man Mühe hat, nach den Stel-
 len wieder zurück zu kommen, bey denen et-
 wa einige Anmerkungen zu machen sind. Wie
 weit anders ist es doch, wann man einem
 Schilderer oder Empfinder seine Exercitia
 corrigiren muß! und doch muß man dieses
 öfters thun, als man jenes thun kann.

S.
 Hundert

Hundert und drey und vierzigster Brief.

Sie fragen, welches dann die schweizerische Schriftsteller sind, die unter den Deutschen zuerst angefangen, die Menschen in der grossen politischen Gesellschaft mit wahren philosophischen Augen zu betrachten. Ich glaube Ihnen die Namen Iselin und Zimmermann mehr als einmal genennet zu haben, die in diesem Felde, unter uns die ersten Früchte gezogen. Die philosophische und patriotische Träume des erstern, und der Nationalstolz des letztern, verdienen den Beyfall vollkommen, den sie durchgehends erhalten haben. Vom Nationalstolz ist leztthin zu Zürich* eine verbesserte Auflage herausgekommen, die von der ersten merklich unterschieden ist. Der Verf. hat seine zerstreute Anmerkungen in Ordnung gebracht, und mit mehr als schriftstellerischer Verläugnung oft die wichtigsten Gedanken uad beredtesten Stellen weggelassen, die ihm mehr zu schimmern, als zu unterrichten schienen.

B 3

Der

* Bey Heidegger und Compagnie. 1760. in 8vo.

Der Vortrag hat dadurch etwas von seinem vorigen Feuer, und das Werkgen ziemlich von seiner vorigen Masse verlohren, allein zu seinem Vortheile. Durch die abgemessene Ordnung und Kürze, die der Verf. hinein zu bringen gewußt, ist es eines der feinsten Ausarbeitungen geworden, die wir im Deutschen haben. Die Schreibart ist beneidenswerth, und wäre unverbesserlich, wenn nicht an einigen Stellen die Mühe allzu merklich wäre, die sich der Verfasser gegeben, die ihm fremde hochdeutsche Mundart zu errathen. Er sucht öfters Redensarten, die nicht gesucht, sondern durch den Umgang eingesogen werden müssen, und verfehlt dadurch nicht selten ihren wahren Nachdruck. Er verläugnet seine Provincesprache sehr glücklich; aber man merkt es, daß ihm diese Verläugnung sauer geworden.— Seine Beyspiele sind die ausgesuchtesten, und seine Denkungsart ist edel und philosophisch. Der Weitläufigkeit feind, begnügt er sich das Wesentliche zu sagen, so zu sagen, daß der Leser das übrige mit Vergnügen hinzudenkt, und spottet der unermüdeten Schriftsteller, die sich

sich mit ihren Leser nie einlassen, ohne ihm alles zu sagen, was sie nur wissen. „Die „Profeschreiber, spricht er bey Gelegenheit der „Verachtung der Menschen gegen einander; „die Profeschreiber verachten sich untereinan- „der. Manche sind auf ihre Weitläufigkeit, „manche auf ihren Verstand stolz. Jene „schreiben alles was sie wissen; diese nur was „wissens würdig ist. Jene schleppen auf Kar- „ren in ihren Werken zusammen, was man „von der Sündfluth an, ohne sie gewußt hat. „Sie werden des Schleppens nicht satt, sie reiß- „sen ihren Gegenstand mit den Zähnen herum, „sie lehern auf ihre Weitläufigkeit stolz, ihr un- „überwindliches Geschwätze dahin, bis ein „sanfter Schlaf den Leser überfällt, und sie „lehern noch. Der Verfasser eines Folianten „scheint ihnen ein riesenmäßiger Geist, der „Verfasser eines Duodezbandchens ein Geck. „Es ist in ihren Augen Unsinn, wenn man „nur von dem Wesentlichen gerührt, nicht „mehr sagt, als gesagt zu werden verdient. „Sie heißen ungelehrtes, tändelhaftes, leichtes „und flüchtiges Zeug, was mit Wahl, mit Rich- „tigkeit

„tigkeit und Anmuth geschrieben ist. Sie
 „verwerfen, was sie nicht kennen, die Sorge
 „für die Schreibart, und die Beredsamkeit.
 „Sie verwerfen den Witz, weil sie keinen ha-
 „ben. Der gelehrte Haufe nennt die Classe,
 „die Verstand hat, die Classe der Kleinmei-
 „ster. Die Classe, die Verstand hat, nennt
 „den Haufen ihrer Gegner die Classe der Pe-
 „danten, weil ein Mensch, der ohne Verstand
 „auf einen unnützen Quark von Gelehrsamkeit
 „stolz ist, ein Pedant ist.“ —

In der ersten Auflage schien Herr Zimmer-
 mann bloß den freyen Staate einen Stolz
 auf ihre Regierungsform zu erlauben, und
 dieses war von einem Republikaner zu
 vermuthen; allein die glänzende Rolle,
 die jetzt unser monarchischer Staat vor den
 Augen der Nachwelt spielt, und die
 des edlen Stolzes so würdig ist, als alles
 was die Geschichte von Republiken erzählt,
 hat ihn auf andere Gedanken gebracht. Er
 widmet in der zwoiten Auflage dem Stolze,
 der in Monarchien Platz hat, ein besonderes
 Hauptstück, und Sie werden leicht erkennen,
 welche

welche Monarchie hier sein einziges Beispiel ist: „Der Stolz, der in Monarchien Platz hat, spricht er, ist die Erhabenheit, die der Mensch fühlt, wenn er sich durch die Person seines Monarchen vorzüglich beglückt siehet. — Dieselbe Nachahmungssucht, welche die Hofleute des Alexanders antrieb, den Kopf gegen die Schulter zu krümmen, weil der Kopf des Alexanders krumm hieng, macht den Geist der Unterthanen groß, wenn der Geist des Monarchen groß ist.“ Der Gedanke ist glänzend, aber falsch. Bey den Hofleuten des Alexanders war es nicht Nachahmungssucht, sondern Schmeicheley, daß sie einen Naturfehler ihres Monarchen nachahmten, aber die Größe des Geistes läßt sich von keinem Schmeichler annehmen. Man kann aus Niederträchtigkeit den Kopf seitwärts krümmen, aber nicht den Geist erheben. — Und warum sollen wir von der andern Seite den Fall mit der Nachahmungssucht vergleichen, wenn man durch ein großes Beispiel angefeuert, die wahre Seelengröße kennen, lieben und selbst darnach streben lernt? Ist dieses Nachahmung, oder ist es nicht vielmehr

die uns angebohrne Liebe zum Erhabenen, die jetzt durch die Macht des Beispiels einen neuen Trieb bekommt? In dieser Betrachtung läßt sich mit Recht hoffen, der grosse Geist des Monarchen werde den Geist der Nation in der That veredeln und nicht bloß zur Nachahmungssucht reizen. Herr Z. selbst leitet in der Folge diese rühmliche Macheiferung von einer edlern Quelle her. „Das Reich, spricht er, das in Europa seine Augen am meisten auf seinen König heftet, wird so oft alle andre Reiche der Erde übersteigen, als sein König das ist, was er seyn soll. Alles kömmt auf die Person des Monarchen an. Der beste Kenner der alten und neuen Staatsverfassungen hat gesagt: die Sitten des Monarchen tragen zu der Freyheit so viel bey, als die Gesetze; er könne aus Menschen Thiere, und aus Thiere Menschen machen; er werde Unsterblichen haben, wenn er freye Seelen liebe, er werde Slaven haben, wenn er kleine Seelen liebe. Die erhabensten Fähigkeiten bleiben verborgen, wenn sie der Fürst nicht hervor ruft.

„Ein

„Ein Fürst der zugleich die Macht und den Willen hat seine Unterthanen glücklich zu machen, ein Fürst den bey seinen Leben sein Volk als einen Gott verehret, und bey seinem Tode als einen Vater beweint, theilt seine Größe mit seinem Volke. Die Majestät des Thrones ist ein Licht, das von dem Monarchen auf das Volk, und von dem Volke auf den Thron fällt.“

Hierauf folgt eine Beschreibung des Fürsten, auf welchen die Nation stolz zu seyn Ursache hat. Diese gehet uns so nahe an, daß ich mir ein Vergnügen mache, sie ganz abzuschreiben. Sie schmeichelt unserer Eigenliebe auf die angenehmste Weise, indem sie uns berechtigt, an der Größe eines Monarchen Theil zu nehmen, da andere sich begnügen müssen, sie in der Ferne zu bewundern.

„Der Unterthan würde den gerechtesten Stolz empfinden, wenn der Monarch die Tage seiner Jugend in der Einsamkeit zugebracht, in den Jahren der Wollust das Unglück gekannt, und in dem Alter der Freuden gelernt hätte, ein König zu seyn.“

„Der

„Der Geist der Nation nähme einen neuen
 „Schwung; alle Künste bezauberten die Sin-
 „ne, alle Wissenschaften reizten den Verstand,
 „wenn dieser König auf dem Throne, ein
 „Philosoph, ein Gesetzgeber, ein Freund der
 „Künste, des Friedens, der Wissenschaften,
 „und der Menschen wäre. — —

„Der gegründeteste Stolz; würde die Armeen
 „dieses Königs ermuntern, wenn er im Kries-
 „ge so groß als im Frieden, die Beschwer-
 „den der Märsche, die Unbequemlichkeiten der
 „Jahrszeiten, den Mangel aller Bedürfnisse
 „des Lebens mit den Soldaten theilte; wenn
 „er mitten unter ihre Haufen träte, wenn er
 „in ihre Zelter gienge, mit jedem spräche, mit
 „den Muntern fröhlich, mit den Unglücklis-
 „chen betrübt, Del in ihre Wunden und Lin-
 „derung in ihre Schmerzen brächte; wenn
 „er ihre Ungeduld in ihren Schwachheiten,
 „und ihren Heldenmuth im Tode unterstütz-
 „te. Wenn er, vor dem Feinde, mit den
 „Eigenschaften des größten und des klügsten
 „der Helden, das Künftige durch das Ver-
 „gangene vorhersehete, und immer das Gegen-
 „wärtige

„wärtige mit Ablersblicken überschauend den
 „kurzen, den entscheidenden Augenblick ergrif-
 „fe; wenn er mit der Todesfahne in der Hand
 „vor seinen Völkern herführe, und mitten
 „in den Flammen der Schlacht, mit uner-
 „schütterter Gegenwart des Geistes auf ein-
 „mal, Noth und Errettung bemerkte.

„Die Unterthanen dieses Königs sahen,
 „aus unendlichen Gefahren, die Tage seiner
 „Größe nahen, wenn die gewaltigsten und
 „zum Streite für die Oberherrschaft der Welt
 „geweihten Völker wieder ihn aufstünden.
 „Sie sagten mit einem ihrer schönsten Ge-
 „nien: die unüberwindliche Standhaftigkeit,
 „der gefesteste Muth, die keine Ermüdung
 „kennende Thätigkeit, und die weit über die
 „gemeine Schranken gehende Weisheit un-
 „sers Beschützers sind uns Bürgen der gött-
 „lichen Hülfe. Die kleinen macedonischen
 „Haufen stürzten sich mit der Ueberzeugung
 „in die mächtige Heere der Feinde: Wir
 „sind Geschöpfe einer höhern Ordnung, weil
 „die Seele unserer Armee ein Geschöpf von
 „höherer Ordnung ist.

„Jede

„Jede Seele würde groß, wenn der Mos-
narch durch die Geschwindigkeit und die
Menge noch nie erhörter Thaten, von
Freunden und Feinden bewundert, die Au-
gen aller Völker auf sich zöge; wenn er
bald durch die Natur, bald durch die Zahl,
bald durch Helden, die er siegen gelehrt,
überwältigte, immer Hülfe in der Noth,
immer Errettung am Rande des Abgrun-
des, nach jedem Verluste neue Siege er-
stritte, und niemand ähnlich als sich selbst,
in Glück und Unglück groß, bald seine Fein-
de, bald sein Unglück besiegte.

„Jede Seele würde groß, wenn endlich,
über den weiten Grabe der Ueberwundenen
und der Ueberwinder der Friede zu leuchten
anfänge; wenn über den Helden der Philo-
soph, über den Rächer der Menschenfreund,
wenn der Monarch über sich selbst trium-
phirend, der müden Welt zurief; es ist
genug! — So weit Zimmermann.

Eine

Eine Dichterin, die den Sieg des Königs bey Torgau * besungen, prophezeit uns diesen glücklichen Tag in folgenden schönen Strophen;

Schutzengel, die als Er gewonnen,
 Unsichtbar um Ihn her geschwebt,
 Frolockten laut, daselbst, wo über tausend Sonnen
 Die Gottheit ihren Stuhl erhebt;
 Sie warfen sich aufs Antlitz nieder,
 Und seine Stimme hieß sie gehn,
 Um künftig mit bedeckender Gesieder.
 Noch meinem König bezusehn.

Sie lagen noch und baten Friede
 Von den, der auf dem Stuhle saß,
 Erhöhung redete herab in einem Liede
 Zu heilig für das Ohrenmaaß,
 Sanft thönten in die goldne Harfen
 Accente der Erbarmung ein,
 Und Väter, die zum Thron die Cronen warfen,
 Vernahmen, bald solls Friede seyn.

Der

* Den Sieg des Königs bey Torgau, beschrieb Anna Louise Karschin, gebohrne Dürbachin. Glogau 1760.

Der Weltweisheit und Freundschaft heilig
Sind meines Helden Tage dann.
Kommt frohe Stunden, kommt, seyd ungewöhn-
lich eilig!

Euch lächelt Er von fernher an;
Dann zieht der Schlachten, die entscheiden,
Der Philosoph von Sans' Souci
Die Glure vor, wo sichere Heerden weiden,
Und wie Horaz, so singt Er sie.

Der Beschluß folgt.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

III. Den 12. Februar. 1761.

Beschluß des hundert und drey und vierzigsten Briefes.

Was dünkt Ihnen von vorerwehnten Zeilen? Sie werden vermuthlich Lust bekommen, das Gedicht ganz zu lesen, aus welchen sie genommen sind? Alle Strophen sind zwar nicht von gleicher Stärke, allein aus einigen leuchtet eine männliche, und fast etwas wilde Imagination herfür, die ganz untrüglich ein ungemeines Genie verräth. Wenn die Dichterin, wie man sagt, bisher in einem Stande gelebt, da sie weder Erziehung, noch Unterricht, weder Anleitung, noch Aufmunterung genießen können; so sind ihr die Fehler desto leichter zu verzeihen, und die Tügte des Genies gereichen ihr zu desto grössere Ehre. Urtheilen Sie aus folgenden Stellen!

Neunter Theil.

E

D Muz

O Muse! die mit kühnen Fluge
 Bis ins Gewühl der Feldschlacht dringt,
 Dem Held zum Streite folgt, und seines Heeres
 Zuge
 Nachspäht, und grosse Thaten singt,
 Trag meine Phantasie auf Flügeln
 Hin, wo die Elb ans Ufer trat,
 Zu sehen, wie auf nachbarlichen Hügeln
 Mein König grosse Dinge that.

Dann hielt an Zuversicht gelehrt
 Den Degen in der Hand, und sah
 Sein unabsehnlich Heer am Strom weit ausge-
 dehnt,
 Stolz auf sein Lager stand er da
 Und zählte seiner Wagen Menge,
 Gemacht um Feuer auszuspehn,
 Schon dacht er sich gerühmt durch Siegs-Gefänge,
 Schon sah er Wien lusttaumelnd sehn.

Hohnlächelnd von Berlin gekommen,
 Vereinte sich mit ihm Lascy. —
 Und vom gerechten Zorn des Helden eingenommen,
 Drang izt der König gegen sie;

So stürzt ein Adler auf die Schlange,
 Die sicher zwischen Felsen liegt,
 Schlau auf der Hut, entwischte sie ihm lange,
 Er überrascht die List, und siegt. —

Der König winkt, die Reuter falten
 Ernsthaft die Stirnen, und ihr Arm
 Wird ihren Feinden schwehr. Geschwungne Schw
 bel spalten
 Den Kopf, und vom Gehirn noch warm
 Zerfleischt das Schwerdt die Eingeweide. —

Welches Gemälde! Sagen Sie mir doch,
 ob es wahr ist, daß die Reuter die Stirnen
 falten, wenn sie einhauen! Der Zug ist er
 haben, und so viel ich weiß, noch unges
 braucht. Ich begreife nicht, wie ein unkrie
 gerisches Frauenzimmer auf diese Bemerkung
 hat zuerst kommen können!

3.

Hundert und vier und vierzigster Brief.

Die Einfälle und Begebenheiten die mit einer groeßten Vignette gezieret, ohne Benennung des Orts heraus gekommen, sind ein anmuthiges Allerley von lustigen und ernsthaften, satyrischen, kritischen und philosophischen Gedanken, in deren Gesellschaft sich auch manche Pößchen und Wortspiele einschleichen. Der Verf. will sich folgende Grabsschrift setzen lassen:

Ci git H . . . jureconsulte malgré lui,

und sagt am Ende des Büchelchens: „Ich
 „baue einen Garten, wo keine Blumen wach-
 „sen. Die silbernen Bäche, für den Mars
 „cißfuß gefährlich, deren sanftes Murmeln die
 „Dichter verstehen, fließen weit, ach leider!
 „weit davon. Kein Schäfer besucht diese Ge-
 „gend, und Philomele kennet sie nicht. Ein
 „Feld mit traurigen Dornen ist mir zum Erb-
 „theil geworden. In diesem sitze ich einsam
 „die ganze Lebenszeit und löse Knoten auf,
 „welche Verschlagenheit künstlich geknüpft hat.
 „Berge

„Vergebet mir also, ihr Richter des guten
„Geschmackes! wenn meine Schreibart her-
„be, und je zuweilen nach Acten schmeckt.“

Unter den lustigen Einfällen haben mir fol-
gende vorzüglich gefallen: „Als ich Doctor
„wurde, erzehlt der B., hatte ich mit einem
„Kaufmanne Bekanntschaft, der scherzhaft zu
„mir sagte, ich würde ihm doch auch eine
„Disputation überbringen. Das that ich.
„Als er die vielen Allegata sahe, fragte er,
„was die ** und †† nebst benegeschriebenen
„Namen verschiedener Schriftsteller bedeutete?
„Es sind Tracten, sagete ich, denn weil ich
„einige Sätze vor wahr annehme, daran
„vielleicht der Leser zweifelt; so solte ich sel-
„bige beweisen; aber der Kürze halber thue
„ich Anweisung, und nenne diejenigen, wo
„er disfalls seine Zahlung erhalten kann.
„Wenn man aber falsch allegiret, kommen
„sie mit Protest zurücke, und als ein Kauf-
„mann wissen sie, was disfalls der Tragirer
„zu gewarten hat. —

„Andreas Rüdiger, welchen man einige
„Zeit lang den Leipziger Philosophen genennet,

„hatte gefunden, daß aus seinen Namen An-
 „dras Ruidigerus durch Versetzung der Buch-
 „staben arare rus dei dignus heraus gebracht
 „wurde. Es ist das allerreinste Anagramma.
 „Dieser Weltweise lernete anfänglich die Got-
 „tesgelarheit, und war in Halle bey Chris-
 „tian Thomafen wohl gelitten, dessen Kin-
 „der er unterrichtete. Es suchte ihn aber
 „Thomafius von der Gottesgelarheit abzus-
 „bringen, und sagte, daß er sich besser zur
 „Arzenykunst schickte. Rüdiger antwortete,
 „er verpühre selbst bey sich mehr Neigung
 „ein Arzt zu werden, trüge aber Bedenken,
 „solches zu thun, weil er zur Theologie einen
 „göttlichen Beruf in seinem Namen führe;
 „denn er sey arare rus dei dignus. Narrens-
 „possen, sagte Thomafius, das ist eben
 „der göttliche Beruf ein Arzt zu werden, denn
 „dei rus heißt der Gottesacker.“

Herr S. wagt auch manche kleine Strei-
 fereyen in das Gebieth der Metaphysik,
 vermuthlich mehr in Absicht die Einwohner
 zu erschrecken, als zu bekriegen. Die Mes-
 taphysiker sind ein schwehrfälliger Trupp,
 der

ber von dem leichten Geschwader des Wiges überfallen und beunruhiget, aber nicht verdrungen werden kann. Ich weiß nicht zu welcher Partey ich zehlen soll; allein Sie mögen urtheilen!

S. 14. will Herr S. der Vernunft ihre so lange behauptete Oberherrschaft streitig machen. „Ein Vorurtheil ist, spricht er, welches kein Weltweiser auszumurzeln vermag, nemlich, daß der Mensch glaubt, es sey nichts vortreflicheres, als Vernunft zu haben. Man verstehe mich recht. Die Vernunft ist unser schönstes und herrlichstes Kleinod, das gebe ich zu. Menschen können sich nichts göttlicheres vorstellen, das ist vollkommen richtig. Aber ich behaupte meinen Satz folgendermassen: die Vernunft, sage ich, ist das höchste Kleinod des Menschen, aber sie ist nicht das höchste Kleinod überhaupt. Es giebt vielleicht in der Unendlichkeit der Dinge und in andern Welten höhere Wesen, für welche die Vernunft ein gar zu geringer Vorzug wäre.“ Vielleicht, spricht der Widersacher der Vernunft, und ihre Sachwalter antworten; unmöglich.

lich. Man verstehe uns recht. Wir begreifen unter dem Worte Vernunft, sowohl vernünftig denken, als vernünftig handeln; dasjenige, was bey Gott im allerhöchsten Grade, Allwissenheit und Schöpfungskraft genennt wird. Nun lasset euere Wesen in andere Welten seyn, was sie wollen; so muß ihr vermeinter Vorzug, der mehr als die Vernunft gelten soll, in einem innern Vermögen bestehen, das ihnen zukömmt. Dieses Vermögen muß, als ein wahrer Vorzug, eine Vollkommenheit seyn, und auch vollkommene Folgen haben. Ich nenne sie Folgen, und nicht Wirkungen, aus einer vielleicht unnöthigen Vorsichtigkeit, weil die Vorstellungen Gottes nicht Wirkungen, sondern Folgen seiner allerhöchsten Vernunft genennt werden können. Doch da von endlichen Wesen die Rede ist, kann ich immer sagen, ein jedes Vermögen, das ihnen zukömmt, muß, wenn es vollkommen seyn soll, vollkommene Wirkungen hervor bringen. Diese Wirkungen sind entweder Gedanken oder Handlungen; und als vollkommene
Wirkun-

Wirkungen, entweder vollkommene Gedan-
 ken oder vollkommene Handlungen; oder
 giebt es noch ein drittes? Unmöglich! denn
 es sind entweder innerliche oder äusserliche
 Wirkungen; die innerlichen, sind Gedanken,
 die äusserlichen, Handlungen. Wie weit
 sind wir nun? — Der übervernünftige Vor-
 zug des Herrn S. kann nichts anders seyn,
 als etwa ein Vermögen vollkommen zu den-
 ken, oder vollkommen zu handeln. Was
 meynen Sie? Sollte Herr S. nicht erlau-
 ben, dafür zu setzen, vernünftig zu denken,
 oder vernünftig zu handeln? Ich sollte
 nicht zweifeln; denn vernünftig denken und
 handeln, heisst nichts anders, als nach der
 Regel der Vollkommenheit denken und han-
 deln. Aber wie stehet es nun um das vorige
 vielleicht? kan man wohl noch zweifeln, ob es
 einen höhernVorzug gebe, als das Vermögen
 vollkommen zu denken, oder vollkommen zu
 handeln, Realitäten sich vorzustellen, oder
 ausser sich wirklich werden zu lassen? — Die
 Vernunft entscheidet also den Fall zu ihrem
 Vortheile. Es kann seyn, daß sie in ihrer

eigenen Sache parteyisch ist; allein so gehets, wenn man mit einem Gegner zu thun hat, den man zuletzt für seinen Richter erkennen muß.

§. 49. Heißt es „kann man wohl bey „sich in der Stille etwas ohne Worte denken? Doctor Löscher hat behauptet, daß „dem ersten Menschen Wörter anerschaffen „wären, und es gehe ganz und gar nicht „an, daß, ohne sich an Worte zu halten, „etwas gedacht werden könne. Meistentheils „freylich denken wir auch vor uns stillschweigend mit Worte, das machet, weil wir von „Jugend auf durch beständiges Reden und „Schreiben mit ihnen allzugemein werden. „Allein es ereignen sich demohnerachtet häufige Gedanken der Seele, ohne daß ihnen „die Einbildungskraft ein Zeichen oder Wort „vermalet. Die Menschen haben gedacht, „ehe die Sprachen erfunden worden, und ein „Taubgebohrner urtheilet, schließt, und hat „so gar von Tugenden und Lastern, deren „Namen er niemals gehört, gute Begriffe. „Sollten wohl die Engel, weil ihnen die
Zunge

„Zunge fehlet, ohne Gedanken seyn?.. Es ereignen sich häufige Gedanken der Seele, sagt Hr. S. ohne daß die Einbildungskraft ein Zeichen, oder Wort vormahlet? Ich gestehe es, daß meine Seele sich vergebens bemühet, es so weit zu bringen. Ohne Zeichen oder Worte kann sie kaum die ersten Elemente der Gedanken, die Absonderungen gehörig fassen. Ich bin nicht einmal im Stande die rosenrothe Farbe zu denken, ohne mir die Rose oder sonst einen so gefärbten Gegenstand, mit vorzustellen, wenn ich die Sache selbst und nicht die Worte, oder Zeichen derselben denken will. Was die Menschen gethan, ehe die Sprache erfunden worden, weiß ich nicht, aber das weiß ich, daß ein Taubgebohrner seine Begriffe zwar nicht mit articulirten Tönen, aber doch mit andern Zeichen verbindet, und daß er ohne dieses Hülfsmittel nimmermehr Begriffe von Tugenden oder Lastern bekommen würde. Die Engel beweisen noch weniger, denn erstlich weiß ja Herr S. nicht, ob sie nicht auch ihre Zeichen haben, die ihnen Hülfsmittel der Gedanken

danken sind; und zudem, wer hat denn gesagt, daß es schlechterdings unmöglich sey, ohne Zeichen oder Worte zu denken?

Noch einen Einfall muß ich Ihnen anführen, den Herr S. vielleicht zum Spaß, meine ganze Logik nennet. „S. 56. Alle Beweise laufen da hinaus, daß zwey Dinge, von welchen die Rede ist, einander in gewissen Stücken ähnlich sind. Denn was die Vernunftlehre einen Schluß nennet, was ist dieses anders, als daß gewiesen wird, es komme Subjectum mit dem Prädicato überein, deswegen, weil beyde einem dritten gleichen. Wenn aber zwey Dinge einem dritten ähnlich sind, so sind sie einander selbst ähnlich; als, ich soll beweisen, daß die Tugend schön sey: Dieses muß durch einen Schluß heraus gebracht werden. Ich muß das dritte suchen, welchen sowohl die Tugend als die Schönheit gleichet; habe ich dieses gefunden, so kann ich sagen, daß auch beyde einander ähnlich sind. Wolan! ich will diesen Beweis antreten. Schön nennet man dasjenige, so den Leuten gefällt.“

„Tugend

„Tugend aber ist, wenn jemand seinen Vortheil dem Vortheile anderer nachsetzet. Dieses nun gefällt den Menschen, und wird von ihnen geliebet. Also ist die Tugend schön, denn sie kömmt mit den Begriffen der Schönheit darinnen überein, daß sie beyde gefallen, und gelobt werden.“ Da haben Sie die Logik unvergleichlich ins Feine getrieben! Begreifen Sie, was Herr S. hiermit sagen will? Sein Ernst kann es unmöglich seyn, und zum Scherze sollten ihm billig Vernunftschluß, Schönheit und Tugend allzuehrwürdige Namen seyn. Was für Begriffe! schön ist, was den Leuten gefällt; Tugend ist, wenn man seinen Vortheil anderer nachsetzt! Man siehet wohl, daß in der kurzen Logik des Herrn S. das Capitel von den Erklärungen keinen Platz gefunden. — Und ein Vernunftschluß ist ihm nichts anders, als ein Beweis, daß das Subject dem Prädicat ähnlich ist, weil sie beyde einem dritten ähnlich sind? Wenn dieser Begriff erträglich seyn soll; so muß man alle mögliche Arten von Uebereinkommen der Subjects mit dem Prädicat, für Aehnlichkeiten anneh-

annehmen, und also mit dem Worte ähnlich seyn, einen ganz unerhörten Verstand verbinden. Ich möchte den Herrn S. folgenden Schluß in seine Form bringen sehen: die Logik lehret uns richtig schliessen; also verdient sie unsere Hochachtung. Wo wird er wohl hier sein ähnlichseyn hinsetzen. — Jedoch seine ganze Logik ist, deucht mich, einem witzigen Einfalle ähnlich, und was einem witzigen Einfalle ähnlich ist, ist nicht immer der Wahrheit ähnlich.

Aber gleichwohl siehet man an andern Stellen, daß Hr. S. sehr gute philosophische Einsichten hat. Seine metaphysische Sabel (§ 18.) ist vortreflich, seine Gedanken von den Sinnen (§ 7.) überaus lesenswerth, und sein Schattenspiel der Welt (§ 84.) wird Ihnen gefallen. Er nennet das letztere eine Parodie der leibnizschen vorherbestimmten Uebereinstimmung, und man kennet das Schicksal der Parodien. Sie vergnügen den Leser durch die Nachäfung, allein es gelingt ihn selten, das parodirte Werk von seinem Werthe herunter zu setzen. Herr S. der in seinem traurigem

rigem Felde so viel Knoten aufzulösen hat, scheint in seinen Erholungsstunden gerne neue Knoten zu schlagen, um sie den Weltweisen aufzulösen zu geben. Er will die Vernunft entgelten lassen, was ihm die Verschlagenheit Leides zugefüget hat.

Einige witzige Aufsätze, z. B. der Austritt aus einem Lustspiele der böse Advocat (§ 25) und das Lomberspiel (§ 65.) haben mich bedauern lassen, daß der Verfasser nicht seine glücklichsten Stunden den schönen Wissenschaften widmen kann. So gehet es leider! unsern besten Köpfen. Ihr Genie verzehret sich unter der Last einer trockenen und undankbaren Arbeit, und in Nebenstunden sollen sie mit den Ausländern wetteifern, die das Glück haben, ihre ganze Lebenszeit den Musen widmen zu können! Daher sind unsere besten Werke des Witzes mehrentheils Jugendsproben glücklicher Pöpfe; denn wenn das Alter der Vernunft kömmt; so fliehet gemeinlich die Muse. Doch dieses sind bekannte Klagen, mit welchen ich das Blatt nicht verderben will. Lieber will ich Ihnen aus dem Büchleigen, das ich vor mir habe, einige kritische Erklärungen hersehen, die so sinnreich sind, und wenn man sie gelesen hat, so leicht und natürlich scheinen, daß sie eines Bentley würdig sind.

B r i e f e ,
die neueste Litteratur betreffend.

IV. Den 19. Februar. 1761.

**Hundert und fünf und vierzigster
Brief.**

Sie sind immer noch zweifelhaft, ob die Alten in ihren dramatischen und epischen Gedichten die vollkommen tugendhaften Charaktere nicht mehr aus Mangel moralischer Einsichten, als mit Fleiß vermeiden? Es scheint Ihnen nicht unmöglich, daß in den damaligen unphilosophischen Zeiten Tapferkeit und Klugheit für die höchste heroische Tugenden gehalten worden; und wenn dieses wäre, so hätte Homer freylich das, was er für die vollkommenste Tugend gehalten, im Achilles, Hector, Diomedes, Ulysses und Ajax ofte genug gefeyert und angepriesen. Er würde vielleicht vollkommene Charaktere gewählt haben, meynen Sie, wenn seine Seele nur von der erhabenen
Neunter Theil. D Tugend

Eugend eines Leonidas, Cato, Brutus, oder von der noch göttlichen Eugend der Patriarchen den geringsten Begriff gehabt hätte. — Lord Shaftesbury, hat bey Ihnen zwar kein geringes Gewicht, und da dieser die höchste Eugend für so unpoetisch hält, daß er sagt: * „In einem jeden Gedichte (es sey episch oder dramatisch) sey ein vollkommener Charakter das größte Ungeheuer, und unter allen Erdichtungen am wenigsten einnehmend, am wenigsten moralisch, und am wenigsten bequehm die Sitten zu verbessern;“ so lassen Sie der bewährten Autorität dieses grossen Kenners, und noch mehr seine angeführte Gründe Gerechtigkeit wiederfahren. Allein Sie glauben, daß der Lord die Alten vielleicht sinnreicher vertheidiget, als sie sich selbst würden vertheidiget haben. Wie käme es sonst, fragen Sie, daß sie ihren Homer, den sie fast vergöttert haben, über diesen Punkt nicht besser zu rechtfertigen gewußt, als Plutarch in der von unserm Freunde G. angeführten Stelle?

Gut,

* Siehe den 123sten Brief.

Gut, daß ich Ihnen auch hierin genug thun kann! In dem Leben Homers, das einige dem Plutarch, andere aber mit mehrerem Rechte dem Dionysius von Halicarnass * zu schreiben, finde ich eine Stelle, in welcher sich der Verfasser über diesen Punkt so deutlich erkläret, als Sie nur immer wünschen können, und in wenigen Worten alles sagt, was zur Entscheidung desselben nöthig ist. Sie wissen, ich hielt, ehe ich die Stelle im Schaftesbury bemerkt hatte, die Einförmigkeit, Unfruchtbarkeit der Erfindung und den Mangel an Handlung für die wahre Ursachen, warum die höchste Tugend in der Dichtkunst mißfiel. ** Ich muß bey Ihnen nothwendig in Verdacht kommen, den griechischen Schriftsteller ausgeschrieben zu haben, denn sie finden fast bey ihm die nehmlichen Worte. Doch unser G. weiß, ob ich

D 2

eines

* G. Thom. Gale in der Vorrede zu den Opusculis mythol. phys. & ethic. so 1688. zu Amsterdam herausgekommen.

** Siehe den 66sten Brief.

eines Diebstahls zu beschuldigen bin, denn er hat mir die Stelle selbst angewiesen.

„Sollte uns jemand tablen, spricht der griechische Schriftsteller zum Beschlusse seines Werks, daß wir in dem homerischen Gedichte physikalische, politische und moralische Wahrheiten, wie auch verschiedene andere nützliche Kenntnisse suchen, da doch der Grund derselben auf böse und lasterhafte Handlungen gebauet ist: so kehren wir uns hieran nicht. In einem Gedichte sind außerordentliche Hanelungen und Leidenschaften, und hervorstehende Charaktere das Nothwendigste. Nun sind die sittlich guten Handlungen einförmig und unfruchtbar, und zeigen in der poetischen Ausführung keine sonderliche Erfindung (*τὰ μὲν ἀγαθὰ καὶ εἰς αὐτὰ, ἀπλᾶ ἐστὶ καὶ μονοειδῆ, καὶ ἀκατασκευάστα*); die aber zum Theil böse sind, geben Gelegenheit zu vielerley Veränderungen und manigfaltigen Situationen, woraus der Stof zu den Handlungen erwächst. Durch die Hinzuthuung des Bösen wird auch die Kenntnis und die Wahl des „voll-

„vollkommen Guten erleichtert. Zudem
 „gibt ein solcher Vorwurf dem Dichter Ge-
 „legenheit zu mancherley bewegliche Neben,
 „die er zum Theil selbst führt, zum Theil sei-
 „ne eingeführte Personen halten läßt, wor-
 „aus den Lesern ein vielfältiger Nutzen er-
 „wächst.“

Ich brauche nichts hinzu zuthun. Die
 Stelle zeigt gar zu deutlich, daß den Alten
 nicht unbekannt gewesen, daß es weit erha-
 benere Tugenden giebt, als sie in ihren Ge-
 dichten ausgeführet; und daß sie nicht aus
 Unwissenheit, sondern mit Ueberlegung so
 sorgfältig vermieden, die Tugend in ihren
 Gedichten auf die höchste Stufe der sittlichen
 Vollkommenheit zu bringen. — Idome-
 neus beschreibet beym Homer * den Unterschied
 zwischen einem feigherzigen und braven
 Kriegsmanne, wenn sie beyde in einem Hin-
 terhalte fechten sollen. Nachdem er des Feig-
 herzigen Bestürzung, Zittern und Klappern
 mit den Zähnen beschrieben, spricht er:

D 3

T 8

* Iliad. N. v. 279.

Τῆ δ' ἀγαθῆ ἔτ' ἀετρεπέταυ χρῶς, ἔτε τι λίην
 Ταρβεῖ, ἐπειδὴν πρώτον εἰσίζηται λόχον ἀνδρῶν.
 Ἀρᾶται δὲ τάχιστα μιγήμεναι ἐν δαΐ λυγρῇ.

Das ist:

„Aber der wackere Krieger verändert
 „die Farbe nicht, und zittert nicht sehr,
 „sobald er sich einmal im Hinterhalt stellt.
 „Nun wünscht er nur baldigst im hitzigen
 „Treffen handgemein zu werden.“

Zweifeln Sie daran daß Homer eingesehen, der brave Krieger würde bewundernswürdiger seyn, wenn er gar nicht zitterte. — Und gleichwohl hat er mit Vorsatz vermieden ihn über die Menschlichkeit zu erheben. Er läßt ihm noch einen schwachen Rest von den Empfindungen, die den Menschen bey Herannahung des entscheidenden Augenblickes so natürlich sind, und sagt mit weiser Bescheidenheit: „Er zittert nicht sehr, sobald er „sich einmal im Hinterhalt stellt.“ — Pope, der grosse Pope hat dieses *λίην* und dieses *ἐπειδὴν πρώτον* nicht bemerckt oder nicht gebilliget, und daher die Standhaftigkeit des braven Mannes bewundernswürdiger abzubilden gesucht.

gesucht. Urtheilen Sie selbst, ob seine übertriebene Beschreibung eine bessere Wirkung thut!

Not so the brave — still dauntless, still the same,
 Unchang'd his colour, and unmov'd his frame;
 Compos'd his thought, determin'd is his eye,
 And fix'd his soul, to conquer or to die;
 If ought disturb the tenour of his breast,
 'Tis but the wish to strike before the rest.

Das ist:

„So machts der Wackere nicht. — Stets
 „unerschrocken und immer sich selbst gleich,
 „mit unveränderter Farbe, der Leib inner-
 „schüttert, die Gedanken nicht verwirrt,
 „mit entschlossenen Blicken und standhafter
 „Seele stehet er da, zu siegen oder zu ster-
 „ben. Wenn noch etwas sein Gemüth be-
 „unruhiget; so ist es der Eifer im Gefechte
 „der Mörderste zu seyn.“

Das Gemälde ist prächtiger und moralisch erhabener als Somers, aber vollkommen in dem Geschmacke der Neuern, die des guten nie zu viel thun zu können glauben. Wie weit ist dieses von der edlen Einfachheit des Somers entfernt! — Ich könnte Ihnen aus der Uebersetzung des Pope, der den Somers

so glücklich modernisirt hat, viele dergleichen Beispiele anführen, in welchem der Unterschied des Antiken- und Modernen Geschmacks so deutlich zu sehen ist. Pope giebt jedem grossen Zuge des Homers die allerfeinste Ausbildung, und jede Neigung zum Guten verwandelt er in eine heroische Tugend. Homer vermeidet mit aller möglichen Sorgfalt das sittliche Ideal, und Pope sucht es ihm bey jeder Gelegenheit unterzuschieben. Will man auch diesen nicht tabeln; so muß man doch wenigstens jenem die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß ihm die vollkommenen Charaktere der Neueren nicht unbekannt gewesen, und daß er sie vielmehr mit guten Bedachte zu vermeiden gesucht hat.

D.

Hundert

Hundert und sechs und vierzigster Brief.

Über wie? Fragen Sie, an einem andern Orte; Sind denn die höchsten Tugenden nicht erhabener, als die mittelmäßigen? O ja! Jedoch nur moralisch, nicht poetisch erhabener. So wie die Dichtkunst ihre besondere Güte hat, die weder mit der physikalischen, noch mit der moralischen Güte allezeit übereintrifft; so hat sie auch ihre besondere Erhabenheit. In der Sittenlehre ist die Fertigkeit den allerheftigsten Begierden und Leidenschaften aus löblichen Bewegungsgründen zu widerstehen, eine erhabene Tugend, so wie die Fertigkeit trotz der löblichsten Bewegungsgründe, der mindesten dawiderstreichenden Begierde nachzugeben, das niedrigste Laster ist, und eine kriechende Denkart verräth. In der Dichtkunst aber ist diejenige Nachahmung oder Erdichtung die erhabenste, welche die mehresten Seelenkräfte am sinnlichsten und angenehmsten beschäftigt;

Hr. Curtius, der Ihnen durch seine Uebersetzung der aristotelischen Dichtkunst bekannt seyn wird, hat im vorigen Jahre eine Sammlung von kritischen Abhandlungen und Gedichten * drucken lassen. In der Abhandlung vom Erhabenen in der Dichtkunst spricht er, „wir nennen dasjenige Erhabene, „was die gewöhnlichen Begriffe übersteigt, und das menschliche Gemüth „mit Bewunderung erfüllet.“ Diese Erklärung passet auf das Erhabene überhaupt, allein das Erhabene in der Dichtkunst erfordert eine nähere Einschränkung, die dem Wesen der Dichtkunst gemäß ist; denn wenn wir z. B. im gemeinen Leben einen Menschen bewundern, der aus löblichen Absichten die heftigsten Leidenschaften besiegt; so geschiehet dieses doch keinesweges in der Nachahmung, indem es nichts Bewundernswürdiges ist, einen solchen Charakter zu erdichten. In der Dichtkunst ist derjenige Gegenstand Erhabene, welcher fähig ist, durch die vollkommenste sinnliche

* Hannover, verlegt Johann Christoph Richter.

liche Rede das Gemüth mit Bewunderung zu erfüllen. — Die Charaktere werden in der Poesie nicht durch sittliche, sondern durch poetische Vollkommenheiten erhaben und bewundernswürdig, und daher kann der sittlich abscheulichste Charakter in der Dichtkunst vollkommen erhaben seyn.

Die vornehmsten Merkmale des Erhabenen in der Dichtkunst sind also diese; 1) Es muß Bewunderung erregen, 2) höchst sinnlich, und 3) vollkommen ausgedrückt seyn, die Bewunderung verursacht Nachdenken, fesselt die Aufmerksamkeit und macht, daß wir das Bewunderte nicht leicht vergessen. Der Charakter der Sinnlichkeit macht, daß es leicht und faßlich ist, und von jedermann der gesunde Vernunft hat, begriffen werden kann; durch das dritte Merkmal aber, welches die Vollkommenheit des Ausdrucks war, erlangt das Erhabene die Beschaffenheit, daß es schwerlich, oder vielmehr unmöglich besser gegeben werden kann. — Dieses sind
die

die Kennzeichen, die Longin vom Erhabenen in der Dichtkunst angiebt. „Dasjenige „ist in der That erhaben, spricht er in der „siebenten Abtheilung seiner Schrift vom „Erhabenen, welches viel Nachdencken „verursachet, welches man schwerlich „oder vielmehr unmöglich besser geben „kann, welches fast im Gedächtnisse bleibt, „und nicht so bald vergessen wird. Ueber- „haupt, setzt Longin hinzu, ist dasjenige „wahrhaftig schön und erhaben, was alle- „mahl und allen Menschen gefällt. Denn „wenn Leuten von verschiedenen Wissenschaf- „ten, Lebensart, Neigungen, Alter und Ein- „sicht, dieselbe Sache zugleich gefällt; so ist „die Vermischung und Zusammenstimmung „so vieler Verschiedenheiten ein grosser und „ungezweifelter Beweis von der Gegenwart „des Wunderbaren oder Erhabenen.“

Hr. Curtius macht wider diese richtige Anmerkungen folgende Einwürfe.

„1) Sollte alles dasjenige erhaben seyn, „welches viel Nachdenken verursachet, so „würde

„würde der größte Theil der geometrischen,
„algebraischen u. s. w. Sätze erhaben seyn.

„2) Ein Trink- oder Gassenlied, eine reiz-
„hende verliebte Ode, bleibt eben so lange
„und länger noch im Gedächtnisse, als die
„vollkommenste Muster des Erhabenen.

„3) Die Verschiedenheit des einem jeden
„Volcke eigenthümlichen Nationalcharakters,
„des Climats, der Religion, und Erziehung,
„tausend andere Umstände, machen fast un-
„möglich, daß viele Sachen allen Menschen,
„zu allen Zeiten, und unter allen Umständen,
„erhaben scheinen können. Daß Schriften
„vielen und verschiedenen Leuten gefallen,
„ist kein Beweis des Erhabenen, sonst müß-
„ten Moliere's Lustspiele, und des Abt
„Loyer's Satyren, oder moralische Kleinig-
„keiten im höchsten Grade erhaben seyn.

Was sagen Sie zu diesen Einwürfen? Ist
es nicht lächerlich: Longin sagt, was alle
diese Merkmale besizet, ist erhaben, und Hr.
Curcius glaubt ihn widerlegt zu haben,
wenn er beweiset, daß dasjenige nicht erha-
ben sey, welches nur eine von diesen Eigen-
schaften

schaften besizet. Herr C. hat Recht, aber wahrhaftig Longin auch, die Lehrsätze der Mathematick, Gassenlieder und verliebte Oden sind nicht erhaben. Was aber so viel nachzudenken giebt, als ein mathematischer Lehrsatz, und dennoch so leicht zu fassen ist, und eben so lange im Gedächtnisse bleibt, als ein Gassenlied, oder eine verliebte Ode; was über diesen Eigenschaften noch, wie Longin hinzusetzt, schwerlich, oder wohl gar unmöglich besser gegeben werden kann; das ist in der That erhaben, und dieses wird vermuthlich Hr. C. nicht in Abrede seyn. — Sein dritter Einwurf, welchen auch schon de la Motte in seiner Antwort auf die eilfte Anmerkung des Boileau über den Longin vorbringt, und Heinicke in seinen Anmerkungen gleichfalls über den Longin anführet, sagt etwas. Doch glaube ich nicht, daß es Longin so verstanden habe, das Erhabene müsse nothwendig allen Menschen, von welcher Lebensart und Erziehung sie auch sind, erhaben scheinen; sondern umgekehret, was Leuten von verschiedener Einsicht, Lebensart und Erziehung vorzüg-

vorzüglich gefällt, dabon kann man desto sicherer glauben, daß es in der That erhaben sey.

Daß nicht alles, was erhaben ist, jedermann gefallen muß, ersiehet man aus der Abhandlung des Herrn C. gar deutlich. Er spricht der berühmten Ode der Sapho und verschiedenen vortreflichen Stellen des Demosthenes und Plato, die Longin anführt, ganz ohne Bedenken die Erhabenheit ab; er beruft sich keck auf seine Leser, ob jemand in der Stelle des Demosthenes wider den Midias etwas Erhabenes finden würde, wenn nicht das Ansehen des Longin die neuern Kunstrichter dabon überredet hätte?

„Wer einen schlägt, spricht Demosthenes, „kann vielerley ausüben, das der Beleidigte „nicht einmal alles zu erzählen weiß; mit den „Gebehrden, mit den Augen, mit der Stimme, theils als ein Verwegener, theils als „ein Feind, theils mit der Faust, theils ins „Angesicht. Dergleichen Dinge können schon „entrüsten. Einen der keine Beschimpfungen „zu ertragen gewohnt ist, können sie rasend „machen. Niemand vermag bey Erzählung „einer

„einer solchen That, die Abscheulichkeit mit
„Worten sattsam abzuschildern.“

Ich berufe mich eben so keck, als Herr
Curtius auf jeden Leser von Geschmack, ob
Longin und Quintilian geirret, wenn sie
diese Stelle, besonders im Original, wo sie
noch weit feurriger ist, erhaben gefunden haben,
und ob Longin nicht Recht hat zu sagen:
der Redner mache es eben so, wie der, wel-
cher schlägt; er greift das Gemüth seiner
Richter mit wiederholten Eifer und von ganz
verschiedenen Seiten an. Er bringet seine
Gedanken mit Fleiß in eine anscheinende Un-
ordnung, weil die Ordnung ein ruhiges Ge-
müth, die Unordnung aber eine Leidenschaft
anzeigt, die uns angreift und in Bewegung
setzet. —

D.

B r i e f e ,

die neueste Litteratur betreffend.

V. Den 26. Februar. 1761.

Hundert und sieben und vierzigster Brief.

Wundern Sie sich über die seltsamen Urtheile des Herrn Curtius? — Das ist noch alles nichts! Sie müssen die Abhandlung ganz durchlesen, wenn Sie den Geschmack dieses Kunstrichters recht wollen kennen lernen. — Damit seine Gedanken vom Erhabenen desto wichtiger scheinen mögen, gehet er am Ende seiner Abhandlung die Abschnitte des Longin flüchtig durch, und findet an jedem etwas auszusagen. Er tadelt in einem so zuversichtlichen und triumphirenden Tone, aus welchen seine Leser gewiß nicht vermuthen sollten, daß er meist alle seine Critiken aus den Anmerkungen des Heinecke über den Longin zusammen geschrieben. Den bekanten unglücklichen Fabler des Longin, den Silvain

Neunter Theil. E mit

mit allen seinen Uebereilungen, die ihm Heinicke so strenge als gerecht verwiesen hat, nimmt er in seinen Schug, und gehet mit diesem seltsamen Kunsttrichter in der Verkleinerung des Longins so weit, daß er ihm nicht einmal das Verdienst lassen will, glückliche Beyspiele gewählt zu haben.

Nir hat es jederzeit geschienen, daß Longin die Absicht gehabt, seinen Vorwurf mehr als Kunstverständiger, denn als ein Weltweiser zu behaupten, und diese hat er vollkommen erreicht. Ob er die Erklärung des Cæsils, dessen Schrift vom Erhabenen er zu Anfange seines Werks anführet, oder ob er sich vom Erhabenen überall keinen allgemeinen deutlichen Begriff abstrahirt, läßt sich zwar nicht ausmachen. Aber dieses ist gewiß, sein grosser Geschmack hat ihn das Erhabene in dem Werken des Geistes nie verkennen lassen, und seine richtige und seine Empfindung hat ihn allezeit auf die Spuren geführt, die zur wahren Quelle des Erhabenen leite. Seine Beyspiele sind die ausgereichtesten, und in seinen Anmerkungen über diese

Diese Beispiele zergliedert er unsere feinsten Empfindungen und zeigt die wahre Mittel, durch welche diese Stellen so vortrefflich geworden sind. Er schreibt mehr für den Kunstbegierigen, der selbst erhaben werden will, als für den Weltweisen, der das Erhabene zu definiren suchet.

Seine Beurtheiler schlagen den entgegengesetzten Weg ein. Sie schicken eine willkürliche Definition vom Erhabenen zum voraus, und wenn die Exempel des Longins mit dieser willkürlichen Definition nicht übereinstimmen; so tadlen sie. Silvain erklärt das Erhabene. — Ehen Sie zu, ob Sie aus dem Geschwäze flug werden können! — „Das Erhabene, spricht er, ist eine Rede „von einem außerordentlichen Schwunge, „welche, durch die edelsten Bilder, und durch „die größte Empfindungen, deren Hoheit sie „eben durch diesen außerordentlichen Schwung „bemerzlich macht, die Seele über die gewöhnliche Begriffe der Größe erhebt, und „auf einmal zu denjenigen führet, was in „der Natur am erhabensten ist, solche in Ent-
 § 2 „rückung

„Zückung setzt, und ihr hohe Begriffe von sich selbst bebringt.“ — Dieses war sein Probierstein des Erhabenen, und wo er das Zeug nicht alle bemerken konnte, das war ihm zwar schön und vortreflich, aber nicht erhaben.

Die Erklärung des Herrn Curtius, die ich Ihnen in meinen vorigen Schreiben angeführt, ist zwar deutlicher, aber desto unvollständiger. Er hat nicht bemerkt, daß sich die Grenzen des Schönen und Erhabenen wirklich in einander verlieren, denn der höchste Grad der Schönheit erregt Bewunderung, und wird, vermöge des Herrn C. eigenen Erklärung, dadurch selbst erhaben. Die zärtlichste Empfindung wird in diesem Verstande erhaben, wenn sie mit so vieler Wahrheit und innerlicher Rührung geschildert wird, daß sie die Leser mit ihrer ganzen Lebhaftigkeit mit empfindet, und fast zweifelt, ob er Wahrheit, oder Erdichtung vor sich sieht. Wer die berühmte Ode der Sappho auch nur in einer mittelmäßigen Uebersetzung liest, der fühlet sich von den sanften Feuer

Feuer der Empfindung durchdrungen. Die Gluth wühlet in seinen Adern, wie in den Adern der Sappho selbst, und wechselt mit dem kalten Schauer und mit dem Zittern ab, daß bey ihr auf die Liebeswuth folget, um bald darauf der Verzweiflung Platz zu machen. Silvain findet hier nichts Erhabenes. „Alles was man an diesen Wesen bemerken kann, spricht er, bestehet in einer „grossen Zärtlichkeit und sehr lebhafter Leidenschaft.“ Curtius gestehet noch weniger ein. „Die Ode der Sappho, sagt dieser, ist „zwar voll von zärtlichen Empfindungen; ist „aber weder durch die Gegenstände, noch durch „die Art zu Denken, oder den Ausdruck über „die gewöhnlichen Begriffe erhöht, und also „nicht erhaben.“ Diese Kunstrichter leugnen lieber ihre eigene Empfindung, ehe sie von einer vorgefaßten Worterklärung abweichen wollen.

Longin giebt fünf Quellen des Erhabenen an, welche die Eintheilung seines Buchs ausmachen.

Die erste und wichtigste Quelle ist, τὸ πρὸ τῶν νόσσεω ἀδερνήβολον. Collius übersetzt diese Worte: „nobilis & felix in concipiendis „grandibus & excelsibus sensibus animi magnitudo;“ und Heinecke: eine edle Kühnheit ungemaine Gedanken glücklich hervorzubringen. Curtius saget schlechtweg: die Größe und Vortreflichkeit der Gedanken.

Die andere ist eine heftige enthusiastische Leidenschaft.

Diese beyde Quellen, sagt Longin, werden meistens mit uns gebahren; die drey übrigen aber rühren von der Kunst her, und bestehen in einer gewissen Anordnung der Figuren u. s. w. — Wissen Sie, was Herr C. zu dieser einsichtsvollen Eintheilung sagt? „Es könnte einer bey genauem und richtigem „Gebrauche dieser Quellen, dennoch Reden „und Gedichte machen, welche zwar schön, „aber nicht erhaben seyn könnten. — Dieses bringt einen aufmerksamen Leser des Longins natürlicher Weise auf die Gedanken, „welche Silvain geäußert, Longin habe „nehmlich keinen bestimmten Begriff vom Erhabenen

„haben gehabt.“ D ja! sehr natürlich! Ich möchte wissen, was Herr C. noch vor eine sechste Disposition von Seiten des Dichters verlangt, wenn er erhaben seyn soll? Was kann ich mir von der Erhabenheit eines Homers oder eines Shakespears für einen größern Begriff machen, als daß sie von Natur eine edle und glückliche Kühnheit in Hervorbringung grosser Gedanken, und eine heftige und enthusiastische Leidenschaft besaßen, durch die Kunst aber die Gedanken, Figuren und Worte so zu ordnen gelernt haben, wie sie dem Erhabenen am vortheilhaftesten sind?

Doch ich habe hier Genies genennet, von welchen Herr C. eben keine so hohe Begriffe zu haben scheint. Von dem Engländer urtheilet er in seinem spröden und verächtlichen Tone: „Shakespears Trauerspiele, „und insbesondere sein Hamlet, sind, nach „Voltairens eigenen Aussprüche, von ungeheuren Fehlern und blendenden Schönheiten „zusammengesetzt.“ O! hier vergieng mir alle Geduld. Ist das der Ton, aus welchem

man von einem der tragischsten Genies redet, die jemals gelebt haben? Seine Trauerspiele sind aus ungeheuern Fehlern und blendenden Schönheiten zusammen gesetzt! Man muß gewiß den Shakespear nur aus dem Voltaire kennen, wenn man so von ihm urtheilen darf. Und Voltaire, dieser Voltaire wird, wenn er billig seyn will, selbst gestehen, wie viel er dem Shakespear zu verdancken hat. Der Schatten der englischen Künheit, den er sich unterstanzten auf das französische Theater zu bringen, hat ihm sein Glück gemacht. —

Und vom Homer urtheilet Herr C. nicht viel besser. Nirgend giebt er dem Longin so sehr recht, als in seiner Critik über die Odysee. „Eine scharfe Critik, sagt er, welche den blinden Verehrern des Homers sehr nahe gehet, die sich aber vor dem Richterstuhle der Vernunft rechtfertiget.“ In einer andern Stelle wiederholt er, die so oft gerügte Fehler und Schwachheiten der homerischen Götter, und wiederholt sie so, daß man fast zweifeln sollte, ob er den Homer

mer nicht eben so wenig kennen, als den Schafespear?

Ich komme zu Longins Quelle des Erhabenen zurück. Tollius, führt Heinecke in der Note an, will diese Eintheilung nicht loben. „Niemand, sagt er, ist hierinnen deutlicher und genauer als Hermogenes, welcher in zweyten Capitel des ersten Buchs de formis p. 246. behauptet, eine jede Rede bestehe bloßerdinges aus der Erfindung und Ausdrückung u. s. w.“ Allein Tollius hat offenbar Unrecht. Es ist leicht zu begreifen, daß Hermogenes die Eigenschaften des Erhabenen, Longin aber die Eigenschaften des Dichters zergliedert, der das Erhabene hervorbringt. Jene lassen sich sehr natürlich in Erfindung und Ausdruck eintheilen; die Eigenschaften des erhabenen Dichters aber hat Longin von einer andern Seite betrachten müssen, von welcher seine fünf Abtheilungen am natürlichsten in die Augen fallen.

Eine Stelle des Plato, die Longin in dem zwölften Abschnitte für erhaben hält, ist dem Herrn C. ein Beweis, daß Longin